

Zeitschrift: Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde
Herausgeber: Bernisches historisches Museum
Band: 7 (1945)

Artikel: David Müslin als Pädagoge
Autor: Haller, Hans Joachim
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-240916>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DAVID MÜSLIN ALS PÄDAGOG

Von Hans Joachim Haller.

Der Münsterpfarrer David Müsli (geb. den 19. November 1747, gest. den 23. November 1821) ist der theologischen Forschung in erster Linie als populärer und *bedeutender Kanzelredner* und als Vertreter einer gewissen konservativen Richtung der Aufklärungstheologie bekannt, profangeschichtlich bedeutsam durch seine Stellungnahme und Haltung als *Gegner der Revolution*. Dogmengeschichtlich ist seine Theologie als Mischung von mildem, *rationalistischem Supranaturalismus* mit unverkennbar pietistischen Elementen bemerkenswert; während fast vier Jahrzehnten war das Berner Münster voll, wenn er predigte, und wem im «Pfarrerstübli» daselbst oder sonstwo sein Bild aufgefallen ist, hat die vitalen und energischen Züge des knöchernen Bernergesichtes nicht so bald wieder vergessen.

Der Versuch, die pädagogische Praxis dieses Kirchenmannes an Hand seiner privaten Aufzeichnungen* zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen, mag deshalb merkwürdig berühren: Ist es von Nutzen, ist es billig, in die private Sphäre des häuslichen Lebens eines Mannes, der sich in der Kirche und im Staat seines Zeitalters einen Namen gemacht hat, einzudringen und seine Persönlichkeit unter dem Gesichtspunkte des hier zutage geförderten Materials neu und anders zu beleuchten? Und was kann eine solche Untersuchung überhaupt zur Kenntnis über D. Müsli Neues beitragen? Kann ihr Ergebnis ein anderes sein als die Unterstreichendessen, was bis heute über Müsli gesagt und geschrieben worden ist, kann diese Beurteilung von einem Manne von so ausgeprägtem Charakter von einem neuen Gesichtspunkte her ein anderes Bild geben? Ist der Münsterpfarrer Müsli, der seine beiden Töchter erzieht und über ihre Entwicklung Tagebücher verfaßt, nicht derselbe, der auf der Münsterkanzel steht und dem sündigen Sodom Feuer vom Himmel verspricht?

Diese Frage drängt sich bei unserer Themastellung unwillkürlich auf, denn die hervorragenden Leistungen und Fähigkeiten Müslins — das zeigt auch das

In der hier wiedergegebenen Form erscheint die Arbeit als Teil einer fast um die Hälfte gekürzten umfangreichen Studie über David Müsli. Sie kann daher weder auf sachliche Vollständigkeit noch auf Geschlossenheit der Beweisführung Anspruch erheben.

* Die Veröffentlichung von Auszügen aus Müslins Tagebüchern wird in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift folgen.

Ergebnis einer solchen Untersuchung — liegen tatsächlich nicht auf dem Gebiete der Pädagogik, sondern auf anderen Gebieten.

Müslin zeigt sich hier nicht von seiner stärksten Seite. Was er der Nachwelt an bleibenden Werten hinterließ, ist das Produkt seiner theologischen Arbeit, sind die Früchte seiner pfarramtlichen und politischen Wirksamkeit, nicht die seiner pädagogischen Betätigung. Demnach blieb auch die Betätigung Müslins als Pädagoge einer weiteren Öffentlichkeit im wesentlichen unbekannt.

Müslins Bemühungen um die Heranbildung der bernischen Jugend in der «Töcherschule», am «Institut für die politische Jugend» und am «republikanischen Gymnasium» werden zwar von seinen Biographen erwähnt. Friedrich Albert Haller (Pfarrer in Biel) und David Albert Haller (Pfarrer in Bern) berichten in ihren Aufsätzen über Müslins Lebensgang und über Müslins Tagebuch der Märztage 1798 im Berner Taschenbuch* über die sonderbare Erziehung der beiden Töchter Müslins, Marianne und Lisette, gehen aber auch dort über die Aufzählung weniger Einzelheiten und die Wiedergabe einiger Tagebuchstellen nicht hinaus. Die Hinweise auf Müslins melancholisches Gemüt und auf seinen hypochondrischen Charakter fehlen bei seinen Biographen ebenfalls nicht. Aber den — z. T. nur scheinbaren — Widerspruch zwischen den vielen, so verschiedenen Wesensseiten haben sie bloß angedeutet, nicht gelöst, ihren inneren Zusammenhang auch nicht erfaßt. *Die Darstellung dieser Erzieher Tätigkeit und der Versuch, diese so verschiedenen Elemente eines widerspruchsvollen und uneinheitlichen Charakters in ihrem Zusammenhang zu sehen, ist deshalb das Ziel der vorliegenden Arbeit.*

Müslin ist keine pädagogische Größe im Sinne eines Pestalozzi, eines Fröbel oder der Montessori. In der Geschichte der Pädagogik nimmt er keinen Raum ein. Im Gegenteil. Interessant ist seine Erziehungsweise nicht als eine Neuschöpfung oder Erfindung, die Schule gemacht hätte, sondern als Spiegelbild seines Charakters. Er experimentierte wohl mit neuen und eigenen Methoden, aber Schule hat die Praxis derselben — Gott sei Dank — nicht gemacht. Er hat auch einzelne Grundsätze anderer Pädagogen gehandhabt. Eine Untersuchung über Müslins Pädagogik muß daher auch darauf ausgehen, ihn erziehungsgeschichtlich einzuordnen, d. h. zu untersuchen, in welchem Maße und von welcher Seite her eine derartige Beeinflussung besteht.

Nun zeigt aber gerade das Ergebnis dieser Untersuchung, daß diese Beeinflussung längst nicht in dem Umfange besteht, wie dies bisher angenommen und behauptet worden ist. Müslins Pädagogik läßt sich schließlich erziehungsgeschichtlich gar nicht einordnen, denn es ist — trotz der Anwendung von Grundsätzen, die letzten Endes auf Rousseau zurückzuführen sind — doch seine, Müslins Pädagogik, weil sie mit all ihren Eigentümlichkeiten, Fehlgriffen und Mängeln ein Produkt seines Charakters ist. Ihre Darstellung

* Im H. zitiert B. T. B.

wirft somit ein neues Licht auf die Persönlichkeit David Müslins, und sie gewährt zudem einen Einblick in die Gedankenwelt und das bürgerliche Milieu von Müslins Zeit und bildet somit ein Stück Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Aus diesen Gründen scheint mir eine Beschreibung des Pädagogen Müslin der Arbeit wert und ein dankbarer Gegenstand objektiven historischen Forschens zu sein.

Damit sind andererseits aber auch die Grenzen aufgezeigt, die dem Nichtfachmann bei der Bearbeitung unseres Themas gesetzt sind. Dieses Stück Kulturgeschichte kann nur der Kulturhistoriker mit dem richtigen Blicke sehen; nur einem Spezialisten für das 18. Jahrhundert wäre es möglich, alle Akzente einwandfrei richtig zu setzen; nur ein bewährter Kenner jener Zeit könnte genau zwischen Herkömmlichem und Originellem unterscheiden. Wenn ich hier trotzdem an diese Aufgabe herantrete und mich als Dilettant vom theologischen Boden aus in dieses Gebiet hinein wage, so geschieht es im Glauben, daß es nichts schadet, wenn ich den Versuch unternehme, dem weitgesteckten Ziele wenigstens näher zu kommen, soweit es einem Laien in dieser Sache möglich ist.

Müslins gesamtes Tun und Wirken weist eine volkserzieherische Tendenz auf. Dies entspricht schon seiner religiösen Einstellung, welche sich mit dem Rationalismus berührt, der zu jener Zeit besonders praktisch — ethisch — pädagogisch gerichtet war.

Müslin will und muß «lehren, die Menschen bessern und bekehren». Seine Lebenseinstellung war pessimistisch, sein Gemüt melancholisch und zur Hypochondrie neigend, aber obwohl er meistens schwärzer sah, als die Tatsachen es rechtfertigten, oder vielleicht gerade deshalb war er nie willens, sich weder mit seinem persönlichen Zustande (z. B. seinen Krankheiten), noch mit der Lage der öffentlichen Verhältnisse abzufinden und sich darein zu schicken, sondern strebte unentwegt nach Änderung und Verbesserung, kritisierte rücksichtslos, wies aber auch den — nach seiner Ansicht richtigen und einzigen — Weg zur Besserung. Es ist deshalb weder gerecht, noch sachlich richtig, unter Berufung auf die Jeremiaden angesichts der politischen und moralischen Not des Vaterlandes, in Müslin nur den klaghaften Melancholiker schlechthin zu sehen. Das Unglück konnte ihn beugen, aber nicht brechen. Dazu war sein Glaube doch zu stark. Er klagte, aber er arbeitete auch. Und gerade in der Empfindsamkeit dem eigenen wie dem fremden Leiden gegenüber lag der Impuls zu dieser Arbeit: Ein Weltverbesserer aus Weltschmerz.

Unter allen Bemühungen in diesem Sinne steht seine Tätigkeit als Prediger obenan. Müslin war in erster Linie Prediger. Und in diesem Fache brachte er es zu anerkannter und unerreichter Meisterschaft. Aus seiner Schulzeit erzählt er*: «Wir spielten ‚Prediger‘. Man läutete, taufte und predigte; ja, ich

* «Materialien zu meiner Bildungsgeschichte», Müslins handschriftliche Selbstbiographie (Hallerarchiv); im H. zitiert M. z. m. B. G.

setzte sogar in meinem 13. Jahre eine Charfreitagspredigt auf, die ich vom Chortritt herunter meinen jungen Zuhörern deklamierte.» Und der 19jährige: «Ich ließ das Studium der alten Sprachen mit Leichtsinn liegen und beschäftigte mich nur mit Verfertigen von Predigten, mit denen ich einen drei Stunden von Bern entfernten Pfarrer bediente.» Müsli predigte fast 40 Jahre von der Kanzel des Berner Münsters, vom 13. Februar 1782 bis Ende 1807 als Inhaber der 3. Helferstelle, bis 1813 als 3., bis 1818 als 2. und bis zu seinem Tode als 1. Pfarrer, also ungewöhnlich lange Zeit in untergeordneter Stellung. F. A. Haller berichtet a. a. O.: «Seine nicht gewaltige oder mächtige, wohl aber helle, wohlklingende und biegsame Stimme war im großen Münster überall vernehmbar. Und wenngleich die Würde seines Wesens ihn auch auf der Kanzel nicht verließ und seine Gestikulation eine gemessene war, fehlte es seinem gesprochenen Wort nicht an Nachdruck; er hatte eine unnachahmliche Gabe der Betonung dessen, was er hervorheben wollte. Er trug auch, trotz der Arbeit, die es ihn bei schwachem Gedächtnis kostete, seine Predigt bis in die letzten Jahre durchaus frei vor.» Bekannt ist auch das durchaus positive Urteil Richard Rothes*.

Über die ungewöhnliche Wirkung von Müslis Predigt berichtet Bloesch (Gesch. d. schweiz.-ref. Kirchen, Bd. II., 189): «Seine Predigten, die in einer Sammlung von 8 Bänden gedruckt sind, bildeten noch nach Jahrzehnten eines der beliebtesten und fruchtbarsten Erbauungsbücher im bernischen Hause und über die Berner Grenzen hinaus. — Er hat ohne Zweifel mächtig dazu beigetragen, die Anhänglichkeit des Bernervolkes an die Religion der Väter und die hergebrachte Kirche wieder neu zu beleben und den Wert des Glaubens nicht nur für den Einzelnen, sondern für ein ganzes Volk seinem Geschlechte wieder einleuchtend zu machen.

Doch nicht nur in Bern fand er nie abnehmende Zuhörerschaft und immer gleich bleibenden Beifall; auch außerhalb des engeren Vaterlandes fanden seine Predigten — obwohl er sich stets in Bern aufhielt — Widerhall. So wurden sie ins Französische und Holländische übersetzt. Nach Kurt Guggisberg hat er sowohl durch seinen Freimut als scharfer, rücksichtsloser Bergprediger wie durch die «Nutzanwendung des getreulich festgehaltenen Textes auf das individuelle und öffentliche Leben» als Vorbild gewirkt (K. Guggisberg: «Jeremias Gotthelf», 1940, pg. 41). Wahrscheinlich hat Gotthelf ihn selber im Münster predigen hören. J. T. Beck und andere haben Müslis Predigten als «homiletisches Bildungsmittels ersten Ranges» bezeichnet.

Interessant ist ein Überblick über die Auswahl seiner Predigttexte:

Nicht verwunderlich, daß Hiob und der Prediger wahrscheinlich aus subjektiven Gründen stark berücksichtigt werden; die Propheten aber spielen — man möchte es vielleicht nicht erwarten — keine große Rolle. Sein Standpunkt war auch so festgelegt, sein Wächteramt so selbstverständlich, seine Kritik so tief weltanschaulich-theologisch fundiert, über vergängliche Zeit-

* Drucks lit. Anzeiger, 1835, Nr. 35.

ansichten im Grunde so erhaben, daß ihm jede fadenscheinige Begründung und Rechtfertigung derselben etwa nach Art eines billigen, politisierenden Kanzelquerulantentums unter der ewigen Berufung auf Amos usw. fern lag.

Müslin hat die Predigt auch in den Dienst seiner politischen Bestrebungen gestellt und seinem Unwillen über politische Vorgänge und Zustände von der Kanzel her kräftig und vernehmlich Ausdruck gegeben. Über diesen Punkt wird an Hand der Darstellung von Müslins Stellung zum Übergang von 1798 zu sprechen sein.

Derselben Absicht wie die Predigten, diente auch Müslins Unterricht an den von ihm geschaffenen Schulen. Nach seinem Urteil war das Bern seiner Zeit die im Verhältnis zu ihrer Größe verdorbenste Stadt im deutschen Europa («Bern, wie es war — ist — und sein wird»). *Müslins ernsthafte Absicht war es nun, mit allen Kräften der Entwicklung, die seiner Überzeugung nach unweigerlich zu einer politischen und moralischen Katastrophe führen mußte* — er hat dieser Überzeugung in seinen Bettagspredigten in prophetischer Weise Ausdruck gegeben —, *durch zweckdienliche Unterweisung und Erziehung der bernischen Jugend vorzubeugen*. Und dieses wahrhaftig nicht geringe Ziel hatte er mit der Gründung verschiedener Schulen im Auge. Unter diesem Leitstern stand auch seine Wirksamkeit an dem im Jahre 1787 eröffneten «Institut für die politische Jugend». Diese Lehranstalt hatten seine Freunde Ith, Wilhelmi und Tschärner gegründet und — nach Tillier — dazu bestimmt, die mangelhafte Ausbildung der Söhne aus den regimentsfähigen Familien durch eine bessere zu ersetzen, dem «fühlbaren Mangel an höherer wissenschaftlicher Rüstung und eigentlicher fachmännischer Berufsbildung, welche dem einen als unnötig, dem andern als unnütz und vergeblich erschien» (Bloesch: Polit. Jahrbuch IV, 166 ff.), abzuhelpen. Über den Müßiggang der patrizischen Jugend klagte Müslin: «Sobald sie unter den Händen des Perruquiers weg waren (denn der wurde ungeachtet der abgestutzten Haare noch immer gehalten), so fand man sie zu halben Dutzenden schon vormittags in den Arkaden versammelt, jeder Weibsperson starr ins Gesicht sehend, jeden Vorübergehenden die Musterung passieren lassend, bis die Stunde des Mittagmahles nach Hause rief. Sich auf den künftigen Beruf als Gesetzgeber und Richter vorzubereiten, kam keinem in den Sinn.» Als Nachfolger von Pfarrer Rengger begann (nachdem Helfer Mesmer die Stelle kurze Zeit innegehabt hatte) Müslin am 19. November 1791 seine Vorlesungen am sogenannten «obern curriculum» (2 Wochenstunden «Religion»; Honorar 260 Kronen).

Veranlaßt durch die Frage der Erziehung seiner beiden Töchter*, gründete er 1792 das sogenannte «Institut», eine Privatschule für Mädchen der mittleren und höheren Stände, in der er Leitung und Glaubensunterricht

* «Ich bleibe bei meinem Entschluß, es in keine Lehr zu schicken. Die Theorie des Lebens kanns zu Hause lernen und das Praktische, oder was es lese, will ich ganz allein bestimmen; über das, als das wichtigste zur Bildung des Verstandes und des Herzens, will ich einzig Meister sein.» (Tagebuch, Bd. I, pg. 31, 8. April 1785).

übernahm. Der Gedanke, der dem Praktikus bei diesem Werke vorschwebte, war nicht allein die Bearbeitung der Mädchen nach «kantischen Grundsätzen» (Paul Wernle: Gesch. d. Schweiz. Prot., Bd. 2, pg. 211 und 453), sondern die Schaffung einer Möglichkeit, die Berner Mädchen in ihrer Heimatstadt in dem zu unterrichten, was «zu ihrer weiblichen Bestimmung gehört» (Brief an Lavater, 4. Okt. 1792), und ihnen den Aufenthalt im Welschland zu ersparen, denn dieses war nach seiner Ansicht schuld an der Sittenverderbnis seiner Zeit.

Der Tätigkeit an dieser Schule verdankt die Schrift «Religionsunterricht vorzüglich Töchtern guter Erziehung gewidmet» ihre Entstehung.

Müslin berichtet in den «Materialien zu meiner Bildungsgeschichte», Memoiren, die er in hohem Alter seiner Tochter diktierte, folgendermaßen über diese Schulen:

«Die Erziehung und Bildung meiner Kinder lag mir vorzüglich am Herzen und doch fand ich in Bern die Anstalten völlig untauglich. Die ganze Erziehungsart bestand herkömmlich darin, daß, wenn sie in den obrigkeitlichen Schulen die vorgeschriebenen Religionsbücher auswendig gelernt, man alle weitere Bildung derselben der völligen Willkür ihrer Eltern überließ; für Schreiben, Rechnen, deutsche und französische Sprachkenntnisse, für Religion und Verstandesbildung waren durchaus keine Anstalten vorhanden, so daß bei ihnen die Jahre von der Entlassung aus der Schule bis zur Admission oder bis zur Abreise ins Welschland gänzlich verloren gingen. Ich teilte deshalb meinen Entwurf einer Anzahl trefflicher Mütter mit, welche das Bedürfnis einer bessern Erziehungsanstalt ebenso lebhaft teilten wie ich. Daraus entstand nun eine Schule von 12 Mädchen, denen wir eine deutsche und eine französische Lehrerin vorsetzten, um ihnen in allen obigen Pensen Unterricht zu erteilen. Da die deutsche Lehrerin, obschon in einem ähnlichen Institut zu Aarau, das mir zum Muster des Meinigen gedient hatte, gebildet, sehr schwach war, so brachte ich alle zu erübrigenden Stunden in dieser Schule zu, und war ihr Aufseher und Lehrer zugleich.

Aus diesem Institut ist eine unübersehbare Reihe der herrlichsten Wirkungen hervorgegangen, die wahrscheinlich alle unterblieben wären, wenn ich nicht auf Bern gekommen, oder wenn mir die Vorsehung anstatt 2 Mädchen, für die ich diese Anstalt zuerst errichtete, 2 Knaben gegeben hätte. Da vorher die ganze Wissenschaft eines Frauenzimmers sich auf Lismen, Nähen, Kochen und französisch Plaudern beschränkte, und die wenigsten darum Bescheid wußten, ob man nach Amerika in der Kutsche fahren könne und ob Rom oder Bern die ältere Stadt sei, so sind nun unsre Frauen und Töchter im Stand, auch an der Unterhaltung der Männer Teil zu nehmen und ein vernünftiges Wort mit zu reden. Bern hat heute eine Menge solcher Institute, die wahrscheinlich alle ohne jenes nie oder doch viel später entstanden wären. Diesen bessern Erziehungsanstalten des weiblichen Geschlechts ist wahrscheinlich auch die höhere Sittlichkeit zuzuschreiben, die jetzt sichtbar unter dem-

selben herrscht und dessen unabsehbare Folgen sich auch über das männliche Geschlecht und über die Nachwelt verbreiten werden. Aber nicht nur das, sondern der Geist dieser Anstalten hat sich auch in den kleinen Städten und wohlhabenden Dörfern verbreitet, in welchen eine Menge solcher Institute für die bessere weibliche Jugend errichtet worden sind. Noch mehr finden nicht nur eine Menge Töchter bürgerlichen Standes ein ehrenvolles Auskommen, sondern sie finden auch im Ausland eine Menge Anstellungen, in welchen eine beträchtliche Anzahl unsrer Töchter schon ein kleines Glück gemacht hat.

Als mein Institut in vollem Gange und meine tägliche Aufsicht nicht mehr so benötigt war, unternahm ich es, das hiesige Mädchenwaisenhaus auf ähnliche Art einzurichten, in welchem bis dahin die 20 Mädchen mehr fett gefüttert als erzogen waren. Anstatt wie sie bisher bloß zum verstandlosen Auswendiglernen des Katechismus und der Psalmen, zum Lismen und Nähen waren, ward nun eine deutsche und französische Lehrerin angestellt, die ich fast täglich besuchte, um sie nach meiner Methode zu bilden.»

«Um diese Zeit (1790) fing ich eine neue, nicht weniger wohltätige Arbeit an, nemlich die katechetischen Kollegien für Theologie Studierende. Die Veranlassung für diese Kollegien war Folgende: Der mit diesem Pensum beladene Professor** (mein alter Verfolger) lebte und lehrte noch, oder sollte doch die Studiosen Katechisieren lehren. Wie, das hatte ich selber erfahren, das konnte ich unmöglich länger mitansehen. Ich entschloß mich also, alle Wochen drei Abende dazu anzuwenden, junge Studiosen, soviel ich ihrer setzen könnte, in der Kunst zu Katechisieren* zu unterrichten. Ich diktierte ihnen heute die Analyse einer Frage, die sie das folgende Mal mit einem Knaben, der als Antworter diente, durcharbeiten mußten. Dieser Knabe ist seit vielen Jahren ein vortrefflicher Arbeiter zu Nidau. So lernten mehr als 20 meiner Schüler vortrefflich katechisieren, die mirs jetzt noch in meinem Alter täglich verdanken. Ungeacht mich obiger Professor in dieser Arbeit mächtig zu behindern suchte. Schade, daß ich diese Arbeit nur 3 Winter fortsetzen konnte, weil ich die erledigte Stelle eines Religionslehrers am politischen Institute übernehmen mußte, die mir dann vollauf zu tun gab, obschon ich nur wöchentlich 2 Vorlesungen hielt, so nahmen mir doch die Vorbereitungsarbeiten zu denselben alle meine erübrigende Zeit weg. Ich setzte diese Vorlesungen von anno 1793 bis und mit 97 alle Winter mit sichtbarem Erfolg fort.»

Erwähnenswert ist im Hinblick auf eine Betrachtung der Zeitverhältnisse die Tatsache, daß Müslin in seinen Berichten niemals weder von irgendwelchen finanziellen oder technischen Schwierigkeiten, wie sie z. B. Pestalozzi zu überwinden hatte, spricht, seine Schulen scheinbar aus dem Boden stampfte.

* In der Wiedergabe von Müslins Schriften ist überall auch seine Schreibweise beibehalten.

** Es handelt sich um David Kocher († 1792), den Bruder und Nachfolger des 1761 verstorbenen J. J. Kocher von Thun.

Mit dem Untergang des alten Bern verschwand auch das Institut für die politische Jugend. Doch es würde in keiner Weise Müslins Art entsprechen, wenn er sich damit geschlagen gegeben hätte. Er machte erneut den Versuch, eine höhere Schulanstalt ins Leben zu rufen und erließ schon im Herbst des Unglücksjahres 1798 Programm und Appell zur Gründung eines «republikanischen Gymnasiums». Unter diesem Namen sollte das politische Institut unter seiner Leitung auferstehen. Auch hier erteilte er dann den 2stündigen Religionsunterricht an der obern Klasse. Trotzdem sich nur 10 Schüler meldeten, wurde der Betrieb Ende Januar 1799 aufgenommen, aber dem gewagten Unternehmen war nur eine kurze Lebenszeit beschieden. Wegen Geldmangels wurde der Betrieb im darauffolgenden Winter wieder eingestellt. (Weiteres über das rep. Gymnasium findet sich im B. T. B. auf das Jahr 1903.)

Dieser summarische Überblick über Müslins öffentliche und amtliche Tätigkeit als Volks- und Jugenderzieher — der sich neben den Mat. z. m. B. S. in der Hauptsache auf die bereits erwähnten Veröffentlichungen über Müsli in der Berner Taschenbuch stützt und deshalb nicht Anspruch auf Vollständigkeit erhebt — ist notwendig, weil sein Ergebnis mit den völlig andersartigen Perspektiven kontrastiert, die uns einen *Einblick in das private Leben Müslins und sein erzieherisches Wirken im eigenen Hause an Hand seiner eigenen Aufzeichnungen, der nie veröffentlichten Tagebücher*, eröffnet. Dieser Einblick stellt uns den Mann in ein völlig neues Licht: Zeigte uns das öffentliche Wirken des Schulmannes denselben Müsli, wie wir ihn aus seinen Predigten und vor allem aus seinem politischen Auftreten kennen: den Eiferer, den mit energischer Tatkraft ruhelos Vorwärtstrebenden, den Draufgänger, den Volks- und Weltverbesserer, der mit Gründlichkeit und Umsicht, unerschütterlich verankert in seinem Glaubensgrund, in vielseitiger Arbeit der politischen und moralischen Katastrophe, die er mit Sicherheit kommen sah, entgegenarbeitete, kannten wir Müsli nicht zuletzt aus seinen Predigten als überlegene, sichere Persönlichkeit von bedeutender Menschen- und Seelenkenntnis, so offenbart sich hier die *Tatsache von Müslins seltsamer Doppelnatur, seinem völlig entgegengesetzten Innenleben*. Dieses Tagebuch, in feiner, gleichmäßiger, im Alter aber sich stark verändernder Gelehrtschrift geschrieben, ist ein *literarisches Dokument der Reflexionslust jenes von Moralismus und Sentimentalität erfüllten Zeitalters*. Es befindet sich im *Hallerischen Familienarchiv*, besteht aus 4 Quartbänden und umfaßt die Zeit vom Mai 1782 bis zum 27. August 1821.

(Bd. 1. 1782—92: «Tagebuch der Erziehung meines Kindes zu seinem Besten verfaßt durch seinen Vater David Müsli, Helfer im Münster.»

Bd. 2. 1792—1808: «Tagebuch des Lebens und der Erziehung meiner beiden Kinder Marianne und Lisette Müsli.»

Bd. 3. 1809—18: «Meine Familien-Geschichte».

Bd. 4. 1819—21: «Familienbuch».)

F. A. H a l l e r hat im B. T. B. 1872 einige Stellen — weder wörtlich, noch lückenlos — daraus zitiert. Und auch der Aufsatz über die Märztage 1798 (im B. T. B. 1889) und die biographische Notiz in der Sammlung bernischer Biographien (Bd. 2, pg. 500) von D. A. H a l l e r stützen sich auf die Angaben des Tagebuches.

Kennte man den Verfasser nicht — aus Stil und Inhalt dieser Bücher müßte man auf einen äußerst schwächlichen Menschen schließen, auf eine weiche und völlig widerstandslose Natur, auf einen lebensmüden und lebensuntüchtigen Pessimisten, der sich stets dem Tode nahe glaubt*; einen Doktrinär ohne Weitblick und oft ohne gesunden Menschenverstand, mit Allüren und Einfällen, die in ihrer Originalität ans Komische grenzen, einen melancholischen und hypochondrischen Leidenden, der durch lautes und wehleidiges Klagen seinem Schmerze pathetischen Ausdruck verleihen muß. Wer von der Geschichte her das Bild des mutigen und tapfern Kanzelredners, einer wahren Niemöller-Gestalt, vor sich hat, wird hier ebenso überrascht wie der, der Müslin nur aus seinem Tagebuch kannte und nachher seinem öffentlichen Auftreten nachgeht. Gewiß, wir müssen uns hüten, mit den Begriffen unserer eigenen, unsentimentalen Zeit an dieses Tagebuch herantreten zu wollen und uns über diese Rührseligkeit allzusehr zu verwundern. Daß Männer weinten, war in Müslins Zeit an der Tagesordnung; die Tränenschwemme gehörte zum guten Ton der weinerlichen Wertherzeit; das förmliche Schwelgen in Rührseligkeit findet sich vielerorts in der Literatur jener Zeit. Aber trotzdem: So drastisch tritt uns dieses Wesen Müslins aus seinen Tagebüchern entgegen, so sehr geht es an einigen Stellen für unsere Begriffe fast ins Lächerliche, daß, stände dieses Bild nicht mit jenem in Konflikt, das uns die Geschichte vermittelt, man sich fragen möchte, ob seine Beschreibung von wissenschaftlichem Werte sei. Wie reimt sich nun diese Tatsache mit Müslins mannhaft mutiger und draufgängerisch tapferer Haltung im öffentlichen Leben, wie mit der weitblickenden Menschen- und Lebenskenntnis, die er in seinen genialen Predigten wie in seinen politischen Verlautbarungen bewies?

Ein Blick auf Müslins charakterliche Struktur und vor allem auf seinen Werdegang gibt uns hier einen Fingerzeig. Er gibt uns ebenfalls Antwort auf die Frage, die naturgemäß auftaucht: Was treibt Müslin überhaupt dazu, über die Erziehung seiner Kinder peinlich genau Buch zu führen, jeden Ungehorsam und jede Maßregelung zu registrieren, über die Entwicklung seiner Krankheit ein Journal abzufassen und dies alles, vermischt mit Wetterberichten und historisch-politischen Notizen in 4 Quartanten zu verewigen?

Müslin hat von Jugend auf und Zeit seines ganzen Lebens unerhört Schweres erlebt, das ihn niederschmetterte und bedrückte. Seine Lebensgeschichte ist eine Leidensgeschichte. *Wohl besaß er Haltung genug, äußerlich fest zu*

* Für Müslins beständige Ahnung von baldigem Tod findet sich fast auf jeder Seite des Tagebuches ein Beleg. Stets hat er einen plötzlichen Hinschied in Rechnung gestellt, vielleicht ein Beweis mehr für den nachhaltigen Eindruck, den der frühe Hinschied seiner Mutter und von sechs seiner Brüder auf ihn hinterließ.

bleiben, denn das entsprach seiner Pflichtauffassung, innerlich aber war er früh ein gebrochener Mann. Die psychische Hypothek einer von äußerst düstern Ereignissen überschatteten Jugend, vor allem der Tod des einzigen Sohnes, das Unglück des heißgeliebten Vaterlandes, der Hinschied lieber Freunde, dazu ein körperliches Leiden, das alles beeindruckte Müslin ohnehin ans Pathologische grenzend subtile und empfindsame Natur in ungeheurem Maße, das alles bestimmte seinen wahren Charakter. Diese verschiedenen Schicksalsschläge müssen hier ins Auge gefaßt werden, wenn wir die Entwicklung seines Charakters und seine seltsame Art verstehen wollen:

David Müslin stammt aus gut bürgerlichem Hause. Er ist ein Sproß der Berner Theologenfamilie, die von Wolfgang Musculus abstammt, dem scharfsinnigen Exegeten und Dichter geistlicher Lieder, der in jungen Jahren seine lothringische Heimat und das Benediktiner Kloster Lixheim um seiner evangelischen Überzeugung willen verließ und nach 10jähriger reformatorischer Wirksamkeit in Dorlisheim, Straßburg und Augsburg, in Bern eine Zuflucht vor dem Interim und eine neue Heimat fand, welcher er trotz ehrenvoller Berufungen nach Oxford und Heidelberg und trotz Anfeindung von lutherischer Seite, weil er das Brot im Abendmahl einführen wollte, treu blieb.

Der Vater David Müslins, Wolfgang Rudolf Müslin († 15. August 1768) war, obwohl ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt* (von Wolfgang Musculus bis auf ihn waren alle Müslin geistlichen Standes), zuerst Rotgießer, gab dieses Handwerk auf, als das Geschäft finanziell zusammenbrach und betrieb eine kleine Spezereihandlung. Sein Name stand — nach F. A. Haller ohne sein Wissen und gegen seinen Willen — auf den Mitgliederlisten der Henziverschwörung (1749). Daß er — nach Tillier — die Verschwörung verraten und in der Folge deshalb Selbstmord begangen habe, wird von F. A. Haller zu Recht bestritten und da zwischen besagter Verschwörung und Rudolf Müslins Tod ein Zeitraum von immerhin 19 Jahren klafft, ist jeglicher Kausalzusammenhang zwischen dieser und jenem (wenigstens in dem Sinne wie Tillier meint) tatsächlich zumindest sehr unwahrscheinlich. Überdies ist zu sagen, daß Rudolf Müslin nach einjähriger Krankheit starb.

David Müslin war erst drei Jahre alt, als seine Mutter, eine geborene

* Die Geschichte, die D. Müslin in den «Mat. z. m. B. G.» über den Werdegang seines Vaters erzählt, ist ebenfalls ein pädagogisches Zeitbild und verdient als solches festgehalten zu werden: ... «Seine Bestimmung erhielt durch einen besonderen Umstand eine sonderbare Richtung. Nämlich: Er war in der achten, damals in der obersten Klasse der Schule, und einer der besten derselben. Sein Lehrer Grüby war eines Tages so zornig über ihn, daß er ihn mit der Schärfe eines eisernen (Gertels?) auf das Hinterhaupt schlug, daß ihm das helle Blut den Nacken hinunter lief. Durch diese Grausamkeit empört, stürmten er und seine Mitschüler freilich den Katheder, rissen den Provisor heraus, bemächtigten sich des, hieben ihn in Stücken, wessen jeder das seine als Siegeszeichen nach Hause trug. Solche Empörung konnte nicht ungestraft bleiben; die ganze Promotion wurde um ein Jahr zurückgestellt. Mein Großvater, damals Pfarrer zu Elfingen im Aargau, die Rache des Provisors fürchtend, nam nun den talentvollen Sohn aus der Schule u. widmete ihn dem Rotgießerhandwerk.»

Wiegssam, an der Ruhr («die hier damals pestartig wüthete», 1750) starb. (Das Vorkommnis wird in Müslins Bericht kurz nacheinander mit fast denselben Worten zweimal erwähnt!) Der Vater heiratete aber wieder, und so pietätsvoll Müslin in seiner «Bildungsgeschichte» auch darüber weggeht, so gibt er doch zu, daß er die neue «Mutter» stets als «Stiefmutter» empfunden habe. Zur Verdüsterung von Müslins Gemüt mag dieser Umstand das Seine beigetragen haben. Erschütternd wirkt auf jeden Fall die Stelle in seinem Bericht: «In der Zwischenzeit — (zwischen dem Tode der Mutter und der zweiten Heirat des Vaters) — tat man mich zu einem Verwandten aufs Land. Bei meinem Wiederkommen ins väterliche Haus mußte mich mein Vater in allen Winkeln des Hauses herumtragen, wo ich durchaus meine Mutter wieder finden wollte, was aber nicht sehr vorteilhaft für mich auf meine Stiefmutter zurückwirkte. Dies gehört zu meiner Bildungsgeschichte, weil es die Grundlage meines Gemütes charakterisiert.» Noch der 21jährige Student war «froh wie ein aus dem Käfig entronnener Vogel», daß ihn der Auszug aus dem väterlichen Hause von ihrer Gegenwart befreite.

Müslin lebte in bürgerlicher Einfachheit auf, vom Vater in «an Härte grenzender Strenge» gehalten (B. T. B. 72). Da diese tatsächlich recht problematische Erziehung zur Bildung von Müslins Erziehungsidealen und Gedanken — als negatives Vorbild — in großem Maße mitbestimmend gewesen ist, wird von ihr im einzelnen später noch zu sprechen sein. Des Vaters — nach Müslins Aussage — «strenger und schwermütiger, hypochondrischer Charakter vermehrte sich gar sehr durch Umstände, die zur damaligen Zeitgeschichte gehören»: Obwohl er das Gießerhandwerk «von Grund auf erlernt und im Stande war, Kanonen* und alles zu gießen, was zu seinem Berufe gehörte», privilegierte man bei der Vergebung eines großen öffentlichen Auftrages einen Fremden und erlaubte ihm, auch andere Hausgegenstände zu verfertigen, was er aus dem überrestlichen Metalle natürlich viel wohlfeiler als Müslin verkaufen konnte. Dadurch wurde Rudolf Müslin vollständig außer Verdienst gesetzt. Obwohl er nun Geld aufnehmen mußte, um leben zu können, beschränkte er die Summe auf den Wert seines Mobiliars, um im Notfalle imstande zu sein, seinen Kreditoren das gesamte Anleihen zu ersetzen. In dieser trostlosen Finanzlage rettete er einen Teilnehmer der Henziverschwörung, der sich zu ihm geflüchtet hatte, trotz der Summe von 1000 Thalern, die auf ihn ausgesetzt waren. Er selber saß einige Zeit unschuldig, fälschlicherweise der Teilnahme an der Verschwörung bezichtigt, im «Mörderkasten» und wurde ohne Entschädigung und unter Hausarrest, mit einem unheilbaren Leiden behaftet, entlassen. Diese Vorfälle und die wirtschaftliche Katastrophe überschatteten auf Jahre hinaus das Leben im Hause Müslin.

Rudolf Müslin bestimmte seine beiden — einzig ihm verbliebenen —

* Rotgießer, nach M. z. m. B. G. Rotguß, eine Legierung von 80 % Kupfer und 20 % Zink. Aus ihr wurden die Kanonenrohre und Lafetten gegossen.

Söhne für den geistlichen Stand. Es ist wohl möglich, daß eine gewisse Verbitterung über die eigene, so früh mißglückte theologische Laufbahn bei diesem Entschlusse mitbestimmend gewesen ist. Nach David Müslins Aussage allerdings müßte man annehmen, das Spiel des Zufalls und des Vaters etwas abergläubische Ahnung an schicksalhafteres Walten in demselben hätten ihn bei diesem wichtigen Entscheid geleitet: «In meinem achten Jahre ereignete sich ein Umstand, der für mein ganzes Leben entscheidend war. Als ein Übeltäter hingerichtet ward, hatte mir mein Vater versprochen, mich mit meinem Bruder der Hinrichtung zuschauen zu lassen. In der Nacht träumte es ihm aber, ich sei im Gedränge erdrückt worden. Am Morgen nahm er daher seine Erlaubnis wieder zurück. Um mich aber einigermaßen dafür zu entschädigen, erlaubte er mir, ein Loos in einer Bücherlotterie zu nehmen. Ich zog das große Loos, eine Folio-Bibel. Als ich jubelnd mit derselben nach Hause kam, sprach mein Vater: Nun, David, sollst du, wills Gott, ein Geistlicher werden. An solchen anscheinenden Kleinigkeiten hängt oft unser Schicksal.»

Müslin besuchte in der Folge die Lateinschule. Dieselbe umfaßte in jener Zeit acht Klassen; die oberste nannte man das «Gymnasium». Für Müslin war aus vielerlei Gründen auch das eine Leidenszeit, hauptsächlich deshalb, weil seine einseitige Begabung ihm verhängnisvoll zu werden drohte. Sein «Mangel an Wortgedächtnis» äußerte sich schon damals, und so blieb ihm nur, «was durch den Verstand gefaßt werden konnte». Dieser Umstand bereitete ihm etliche Mühsale: «Mein Vater hatte es meinem älteren Bruder zur Pflicht gemacht, mich jeden Abend auf die morgende Lektion vorzubereiten, was natürlich denselben an seinen Spielen hinderte. Da nun mein schwaches Gedächtnis mir das Auswendiglernen erschwerte, so hielt ich ihn oft über Gebühr auf, was dann jedesmal Ohrfeigen in Menge absetzte. *Als er mich einigemale ganz ‚sturm‘ geschlagen hatte und ich aus Liebe zu ihm es doch dem Vater nicht sagen wollte, fiel ich auf das lächerliche, kindische Mittel, die Klage niederzuschreiben und hinter ein an der Wand befindliches Gemälde zu stecken, damit es wenigstens nach meinem Tode bekannt würde, woran ich gestorben sei.*» Müslin war überzeugt, daß diese Ohrfeigen ihn «um einen Theil des Gedächtnisses gebracht» hätten (Mat. z. m. B. G.).

Die theologische Ausbildung an der Akademie war in mancher Hinsicht mangelhaft. «Unglücklicherweise traf ich es gerade zu einem Wechsel des hebräischen Professorates. Wir kamen unter einen Mann zu stehn, der zwar Latein wie seine Muttersprache redete, und alle morgenländischen Sprachen wie die deutsche verstand, der aber durchaus kein Talent hatte, sich zur Jugend herabzulassen, vielmehr uns das Studium der hebräischen Sprache gleich von Anfang verleidete. (Es handelte sich um David Kocher, gest. 1792.) Dieß und mein schwaches Wortgedächtnis waren schuld, daß ich im Hebräischen völlig zurückblieb. Da nun dieser Mann den Grundsatz hatte, nur diejenigen zu begünstigen, die in seinem Fache Fortschritte machten, so hatte ich die ganze Akademie hinauf mit seiner Ungunst zu kämpfen.» «Ebendieser Pro-

fessor sollte uns die Kunst der Katechetik lehren; er, der weder je Pfarrer noch Vikarius gewesen war, der in seinem Leben keine Kinderlehre gehalten, und also in der Kunst, zu fragen, keine Erfahrung hatte, sollte uns lehren, Bauernkindern die ersten Begriffe der Religion zu geben. Auch waren seine Lektionen bloß dogmatische Vorlesungen, ganz im Geschmack des 16. Jahrhunderts. Wie hätten wir uns unter einem solchen Lehrer zu guten Katecheten bilden können?»

Trotz der Achillesferse des Hebräischen und trotz dem Mangel an Verständnis bei seinen Professoren bestand Müsliu doch die Prüfung pro ministerio mit Erfolg, allerdings nur dank der Fürsprache von Professor Stapfer. Die aufs Praktische gerichtete Einstellung hat er sein ganzes Leben hindurch beibehalten.

In die Studienzeit Müslins fällt auch die einjährige, schmerzhaftc Krankheit und der Tod des Vaters (30. August 1768). Die «an Härte grenzende Strenge» gegenüber dem Sohne zeitigte ihm in seinen letzten Tagen üble Folgen. Die bitter klingenden Worte, mit welchen der alte Müsliu beim Diktat seiner Erinnerungen der Reue über seine Lieblosigkeit gegenüber dem Vater Ausdruck gibt, lassen das schwere psychische «Trauma» — von einem «Ödipuskomplex» müßte man nach Freud sprechen — ermessen, welches das ungute Verhältnis zwischen Vater und Sohn beim letzteren hinterließ. «Ich mache mir über mein Verhalten während der langen Krankheit meines Vaters noch jetzt die gerechtesten Vorwürfe. Ich beging die schwere Sünde, das väterliche Haus ganze 3 Monate lang nicht mehr zu betreten, bis man mir es ernstlich verweisen ließ.»

Müsliu bekleidete in der Folge während 10 Jahren verschiedene Vikariate (1770/71 Aetigen, 1771/75 Bürglen, 1775/77 Siselen, 1778/79 Kirchdorf), vom 24. November 1779 bis Februar 1782 die Pfarrstelle in Unterseen. Er nützte diese Zeit aus, um die Lücken in seiner theologischen Bildung auszufüllen. Am 18. Juli 1780 verehelichte er sich mit Maria Rohr, der ältesten Tochter des Pfarrers Emanuel Rohr in Sigriswil.

Den jungen Eheleuten blieben schwere Schicksalsschläge nicht erspart: Eines trüben Ereignisses aus der Zeit in Unterseen gedenkt er in seinem Tagebuch noch Jahre später wiederholt mit sichtlichem Schmerze.

Am 21. März 1786 starb sein einziger Sohn im Alter von bloß 2 Jahren.

Den Schmerz über den Verlust dieses einzigen Sohnes hat Müsliu nie überwinden können. Mit dem Tode dieses letzten direkten männlichen Nachkommen aus dem Geschlecht des Wolfgang Musculus war der damals erst 38jährige Mann innerlich zerbrochen. Seine Vaterliebe und ganze Aufmerksamkeit wandte sich nun naturgemäß in verdoppeltem Maße seinen beiden Töchtern zu und aus diesem Grunde ist es auch keineswegs erstaunlich, daß die feste Absicht wenigstens diese «moralisch groß» zu sehen, der gute Wille, das Beste in ihrer Erziehung zu leisten, seinen Erziehungsmethoden ihr originelles Gepräge gaben.

Ein Jahrzehnt, ungefähr, nach diesem Ereignis, zogen bereits die Wolken neuer Stürme über Müslins Leben herauf: Der Untergang des alten Bern und der alten Eidgenossenschaft, *die Fremdherrschaft und die Leidenszeit von Kirche und Geistlichkeit unter ihr*. Wenn wir hier eine Untersuchung über Müslins Erlebnisse und Eindrücke während dieser Zeit vornehmen (obwohl dies im B. T. B. 1889 durch D. A. Haller bereits getan worden ist), so geschieht es allein aus dem Grunde, weil auch hier ein neuer Gesichtspunkt ins Auge gefaßt werden soll: Auch diese Ereignisse gehören zu den Schicksalsschlägen, die die Entwicklung von Müslins Charakter in ihrer Richtung mitbestimmt haben und somit Sonderbarkeiten seines Tagebuches und seiner Erziehungsmethoden erklären. Deshalb soll hier der Versuch gemacht werden, sowohl die Art und Weise, und die Gründe, warum diese Ereignisse auf Müslins Gemüt und Charakter einwirken konnten und in seinen privaten Aufzeichnungen Niederschlag fanden, als auch die Form von Müslins öffentlicher Reaktion auf dieselben zu untersuchen, besonders dort, wo er sich oder seinen Stand angegriffen fühlte oder sonstwie in seinem feinen Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl verletzt wurde. Die Haltung, die Müsli hier gegen außen einnahm, erklärt die Vorgänge seines im Tagebuch sich spiegelnden Innenlebens; es zeigt sich hier, daß auch der Politiker Müsli letzten Endes ist wie der Pädagoge, dieselbe zwiespältige Doppelnatur, die nach außen stark und auffällig erscheint, innerlich zerbrochen und verzagt ist. Ferner gibt es in diesem Zusammenhang verschiedene *Mißverständnisse und Mißdeutungen über Müslins politische Einstellung klarzulegen*.

Müsli gehörte zwar mit zu den vielen, die die ersten revolutionären Bewegungen in Frankreich mit freudiger Zustimmung begrüßten und billigten. Die allgemein werdende Sorge um die Zukunft des eigenen Landes aber, welche im Jahre 1792 die Gemüter bedrückte, ergriff auch ihn, als die von der Nationalversammlung veranlaßte Kriegserklärung König Ludwigs an Kaiser Franz eine Entwicklung einleitete, die Europa in 23 Jahre dauernde Kriegswirren stürzte. Diese Stimmung blieb auch in den folgenden Jahren (1792—97) und das Gespenst der Revolution wich nun (aus seinen Bettagspredigten zu schließen) nicht mehr von ihm. So kam für ihn die Katastrophe von 1798 an sich nicht überraschend. Im Gegenteil hatte er sie lange vorausgeahnt und vorausgesagt (Predigten des Jahres 1794). Der Untergang des alten Bern aber in der Form, wie er dann tatsächlich stattfand, war für Müsli ein unerhörter Schlag, ein Zusammenbruch all dessen, was er hoch und heilig hielt, eine Troja-Tragödie — für die Begriffe jener Zeit — die selbst seine apokalyptischen Erwartungen übertraf.

Diese Darstellung mag paradox erscheinen, da Müslins Stellung zum ancien régime bis jetzt in allen Biographien (die sich ja ausnahmslos auf die Ausführungen von F. A. Haller im B. G. B. stützen) als eine negative hervorgehoben wurde. F. A. Haller zitiert aus der Bettagspredigt 1797: «Wenn es den Beamteten nicht mehr um ihre Pflicht, sondern bloß und einzig um ihr

Einkommen zu tun ist — wenn sie sich stillschweigend untereinander einverstehen, ihre Obern durch Schweigen oder durch falsche Berichte zu täuschen —, wenn die Regierung sich endlich mit lauter Schurken umringt sieht, die an keinen Gott und keine Hölle glauben und durch vielleicht nur unvorsichtig entfallene Reden ihrer Obern aufgemuntert oder verführt, die Diener der Religion als eine lästige und überflüssige Menschenklasse, und die Religion, die sie lehren, als Fabelwerk anzusehen gelernt haben, wer will und wie soll man ein solches Volk regieren?»

Solche Ausfälle gehören allerdings, wie Bloesch zu Recht bemerkt, «zum Schärfsten, was damals gesagt werden konnte» (Gesch. d. schw. ref. Kirchen, Bd. 2, pg. 174). Und begreiflich ist es, daß er «bei vielen Patriziern nicht beliebt» war (Guggisberg). (B. T. B. 72, pg. 34: «on est fort irrité contre vous», so stand in einem Zettelchen, am Abend mehr als eines Bettages ihm ins Haus gesandt, geschrieben.) Es wäre aber eine Mißdeutung von Müslins Einstellung, wenn wir aus diesen Klagen über die Gebrechen des alten Staates den Schluß ziehen wollten, Müsli habe denselben in Bausch und Bogen verurteilt, so wie er dann die Helvetik als Babel betrachtete. F. A. Haller selber, der diese Stellen aus Müslins Predigten zitiert, sagt, daß er «mit ganzer Seele am alten Bern hing»! Wollte man Müsli auf Grund seiner Kritik am alten Bern zum Zeugen für die Polemik gegen dasselbe machen (bei K. Geiser in den «Beiträgen zur bern. Kulturgeschichte des 18. Jahrh.» finden sich untrügliche Ansätze zu einer solchen Darstellungsweise), so müßte Müsli den Untergang dieses alten Bern bejubeln und die neue Ordnung begrüßt haben. Daß er das ganz offensichtlich nicht tat, ist der Beweis dafür, daß seine Predigten als objektive Kritik zu nehmen sind, nicht als Polemik, als Mahnung und Warnung, nicht nur als Anklage. Die Bewertung Bloeschs, daß Müsli keine «vorgefaßte Abneigung» gegen die «Änderung» hatte (G. d. schw. ref. K., Bd. 2, pg. 174), unterstreicht nur die Tatsache von Müslins Objektivität und der Distanz, die er als Sprecher vom Standpunkt der Kirche und des Glaubens aus dem politischen Leben gegenüber zu jeder Zeit wahrte. So kann man ruhig mit D. A. Haller (B. T. B. 1899) sagen, daß Müsli kein Schleppenträger der Aristokratie gewesen sei: *Müsli war zu sehr* — wie Rothe treffend urteilt — *«beherrscht vom stolzen Selbstgefühl als Diener des über alle Abschätzung nach vergänglichen Zeitaussichten erhabenen Predigtamtes»*, als daß er irgendeiner Regierungsform diesen Dienst geleistet hätte. Nur wer diese Tatsache verkannte und die Stellungnahme Müslins zur Aristokratie falsch beurteilte, könnte sich darüber wundern, daß Müsli «seit 1798 ein eifriger Parteigänger der alten Herren und dem Franzosentum gründlich abhold war». Diese letztere Feststellung Bloeschs (II, 189) füllt aber auch die letzte Lücke in der Beweisführung dafür, daß die Vorwürfe, die Müsli während der Herrschaft des Patriziates gegen dasselbe erhob, nicht anders zu verstehen und zu deuten sind denn als ein Ausdruck dafür, wie sehr er an ihrem Bestand und deshalb ihrer Besserung interessiert war.

Dies entspricht nicht nur der Einstellung Müslins der Regierung seines Staates gegenüber, sondern ist der Ausdruck seines Vaterlandsbegriffes überhaupt. Die überlegene Objektivität, mit welcher er z. B. in «Bern, wie es war — ist — und sein wird» * das Patriziat und die Helvetik beurteilt, die Distanz, die er trotz lebhaftester Anteilnahme am Geschehen der Zeit und trotz leidenschaftlichster Stellungnahme doch wiederum dadurch bewies, daß er nie die eigene Ansicht in den Vordergrund stellte, sondern seiner Verpflichtung als Inhaber des Wächteramtes der Kirche bewußt, die Geschehnisse stets *vom ethisch-religiösen, moralischen Standpunkte aus* beurteilte; das alles läßt keinen Zweifel übrig, daß seine Anhänglichkeit an das «alte Bern» nicht mit den landläufigen Begriffen von «Patriotismus», niemals mit der von der Kirche heute oft geforderten Staatsbejahung verwechselt werden darf. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß Müslins politische Einstellung tatsächlich nur schwer umrissen werden kann, sofern man darunter seine Haltung gegenüber den jeweilig bestehenden Staatsformen versteht. *Die Uneinheitlichkeit seiner Äußerungen* über dieselben haben den Anlaß dazu gegeben, daß er von den Anklägern wie von den Verteidigern des Patriziats als Zeuge beansprucht wurde. Durch den Hinweis auf die Wandlung in seinen Auffassungen aber ist dieser Konflikt nicht gelöst. Gewiß hat Müsli — das pitoyable Ende der Helvetik beweist, daß das ganze Bernervolk ihm hierin folgte — eine Wandlung in seiner politischen Einstellung durchgemacht, nämlich die, daß ihm erst unter der Knute der Helvetik, vor allem natürlich unter dem für ihn als Bernburger deutlich spürbaren Druck ihrer Ausplünderungspolitik, Größe

* Diese, 1798 anonym erschienene Schrift ist die direkteste und damit zuverlässigste Quelle für Müslins politische Ansichten — und gerade sie enthält die schärfsten Worte gegen die Helvetik und die positivsten Urteile über das alte Bern. Mit nicht geringem psychologisch-propagandistischen Geschick hat Müsli in dieser Schrift den Schein unvoreingenommener Objektivität erweckt und unter der Maske des *et audiat altera pars* eine Lanze für das alte Bern gebrochen. Sehr eindrucklich in diesem Sinne wirken vor allem die angeführten ausländischen Urteile über das alte Bern, so das Lob Friedrichs des Großen. Müsli selber schreibt in den «Mat. z. m. B. G.» über die Absicht, die er mit der Herausgabe dieser Schrift verfolge: «Tief gekränkt über die ungerechten Mißhandlungen, denen die alten Regierungsmitglieder ausgesetzt waren, gab ich die Broschüre heraus: Bern wie es war — ist — und sein wird. Der Zweck der selben war, das gute der alten Verfassung herauszuheben, ohne jedoch ihre Mängel zu verschweigen, und das Gute der neuen Verfassung ebenso unparteiisch darzustellen». Daß K. Geiser in seinen Beiträgen zur bernischen Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts (Neujahrsblatt der lith. Gesellschaft Bern 1891) aus dieser Schrift nur diejenigen Stellen verwendet, die die Zustände unter der alten Regierung anklagen, entspricht weniger der tatsächlichen Tendenz Müslins als dem Zuge des Zeitalters des allmächtigen Freisinns, welchem Geiser (der durch seine Forschungen und Feststellungen über das Armenwesen im alten Bern unbewußt zum Ehrenretter des Patriziats geworden ist) in diesem Punkte wenigstens etwas unterworfen zu sein scheint. Von der Reaktion, die die Schrift auf seiten der Helvetik auslöste, zeugt die Äußerung eines Staatssekretärs in einem Briefe an Stapfer: «... Que nous veut encore ce prêtre-la? Comment a-t-il pu trouver de sa fonction à faire publier une libelle dirigé contre le gouvernement? Je n'ai pu m'empêcher de penser à cette occasion-là au ridicule mus!» (Bundesarchiv. Akten der helv. Rep. VIII 3287, pg. 193—1947). Man hatte anfänglich vor, Müsli in Anklagezustand zu versetzen, begnügte sich dann aber damit, ihm persönlich die Mißbilligung der Behörden auszusprechen, weil man befürchtete, Müsli würde durch die geplanten Maßnahmen erst recht zum Märtyrer und Volks-Heros.

und Vorzüge der vergangenen Staatsform bewußt wurden. Des Rätsels wirkliche Lösung ist aber die: Müslin trug das Bild eines Zukunftsstaates in sich, und unter dem Zwange seines starken Verantwortungsgefühls suchte er mit seinem ganzen Eliaseifer, seiner ganzen bernischen Energie, dem Ideal dieses moralischen Gottes-Staates Bahn zu brechen. *Das bedingte aber auch seine Kritik jeder jeweilig herrschenden Staatsform gegenüber.* Daß aber das aristokratische, konservative Bern dem Ideal, für welches Müslin kämpfte und litt, näher kam als die über Ordnung, Sitte, Recht und Gerechtigkeit, Zucht und Anstand und alles sich hinwegsetzende Ochlokratie der Helvetik, liegt auf der Hand, und damit wird auch klar, was für Müslin in die Brüche ging, als das geflammte Tuch von landesfremden Eindringlingen heruntergeholt und durch den Freiheitspopanz ersetzt wurde. —

Auch von Müslins Lebenswerk, der Arbeit an den verschiedenen Instituten, ging durch die «unselige Revolution» — wie Müslin sie nennt — Wesentliches verloren. Die Arbeit im politischen Institut wurde unterbrochen und dem «republikanischen Gymnasium», das er an seiner Stelle gründete, war — wie schon gesagt — nur kurze Lebenszeit beschert.

Die Art und Weise nun, wie Müslin seine Stellungnahme und seine Empfindungen gegenüber dieser Wandlung der Verhältnisse äußerte, entspricht ganz seinem Charakter, den er in allen derartigen Fällen bewies: Gegen außen blieb er fest, innerlich war er zerbrochen. In Predigten und Schriften fuhr er fort, mit bewunderungswürdigem persönlichem Mute für seine und seiner Kirche Sache einzustehen, in seinen Tagebucheintragungen und Briefen zeigt sich seine wahre Stimmung, die er der weiteren Außenwelt doch verbarg: die unermeßliche Trauer und der bohrende Schmerz über diesen Verlauf der Dinge.

(Der II. Teil der Arbeit folgt im nächsten Heft der Zeitschrift.)